

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1920)

Artikel: Ethnographische Skizzen aus Holländisch Süd-Neu-Guinea
Autor: Wirz, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ethnographische Skizzen aus Holländisch Süd-Neu-Guinea.

Von Dr. P. Wirz aus Basel.

(Mit einer Karte und 4 Abbildungen.)

Einleitung.

Die südliche Küstenstrecke von holländisch Neu-Guinea, die wir in den Jahren 1916—1919 zu besuchen Gelegenheit hatten, bildet den nördlichen Teil eines grossen Kesselbruchgebietes, das vom Zentralgebirge der Insel umrandet wird und dessen tiefste Stelle in der Alfura-See (Arafoera-Zee) liegt. Zahlreiche Bruchlinien und Flexuren mit nordsüdlicher und ostwestlicher Richtung sind durch Flüsse markiert, deren Wege durch diese tektonischen Linien vorgezeichnet wurden. Seit geraumer Zeit ist das ganze Gebiet bis an den Fuss des Gebirges wieder in Hebung begriffen. Die Landschaft erscheint höchst einförmig, fast ohne jegliche Erhebung, sodass zur Regenzeit weitaus der grösste Teil unter Wasser steht und nur mit dem Kahn durchquert werden kann. Die Flussläufe bilden die einzigen, geeigneten Zugangsstrassen und können dank der schwachen Strömung und der bis weit in's Innere hinein sich fortpflanzenden Gezeiten mit jedem beliebigen Ruderboot befahren werden.

Einförmig wie die Bodenbeschaffenheit und die Bodengestaltung ist auch der Vegetationscharakter des Landes. Unabsehbare Eukalyptus- und Pandanuswälder bedecken weitaus den grössten Teil, und nur am Unterlauf der Flüsse gehen sie in den dichten, tropischen Sumpfwald über. Der breite, sandige Strand bildet einen fast ununterbrochenen Gürtel von Kokospalmen, der einen geradezu idealen Platz für die Besiedelung bietet, was auch von den Eingeborenen in vollem Masse ausgenützt wird. Dorf an Dorf reiht sich hier, während das Innere äusserst dünn, aber doch recht gleichmässig besiedelt ist.

Das ganze Gebiet zwischen der englisch-holländischen Grenze und der Alfura-See im Süden und Westen wird von zahlreichen grös-

sern und kleinern Stämmen bewohnt, unter denen die Marindanim am längsten und besten bekannt sind. Es ist dies auch seiner Kopffzahl und Ausdehnung nach der grösste Stamm dieses Gebietes.

I.

Schon vor der Kolonisation des Landes durch die Holländer waren die Marindanim im englischen Küstengebiet lange Zeit unter dem Namen Tugeri bekannt gewesen. Fast alljährlich pflegten sie ihre Raubzüge und Kopffjagden bis weit in das englische Gebiet hinein zu unternehmen, und ihr ganzes Trachten schien bloss darauf auszugehen, möglichst viele Köpfe zu erbeuten, mit denen sie jeweilen wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Die britische Regierung war lange Zeit vergeblich bemüht, dieser Kopffjäger habhaft zu werden. Im Jahre 1890 erfuhr man endlich, dass die Tugeri im holländischen Anteil zu Hause seien, worauf die holländische Regierung Massregeln ergriff und zur Kolonisation des Landes schritt. Alsbald wurde, nachdem in der Nähe der englischen Grenze eine geeignete Station, mit dem Namen Mezanke, errichtet war, den Kopffjägern das Handwerk gelegt. Die Eingeborenen wurden unter scharfe Kontrolle gestellt und mussten Frohnarbeiten leisten und Steuern entrichten.

Eine neuere, aber keine bessere Zeit begann für sie. Schon zu Beginn der Kolonisation wurden von den von allen Seiten zuströmenden farbigen Kolonisten, den Coprahändlern und Paradiesvogel-Jägern venerische Krankheiten eingeschleppt, die sich sehr rasch ausbreiteten, so dass schon nach kurzer Zeit der ganze Stamm als durchseucht angesehen werden musste. Alle Massregeln, die ergriffen wurden, kamen bereits zu spät.

Heute gehen die Marindanim und ihre Nachbarstämme rasch dem Aussterben entgegen und werden kaum noch eine Generation überleben.

Alles deutet darauf hin, dass die Marindanim einstmals von Osten her eingewandert sind. Ihre umfangreiche Mythologie berichtet von solchen Wanderungen nach Westen. Ihre dämonenhaften Verfahren, die Jema, waren früher ganz oder teilweise im englischen Küstengebiet, in der Nähe der Fly-river-Mündung angesiedelt gewesen, was schon ihr Name Mar-ind, d. h. vom Maro — dem Fly-river —, anzudeuten scheint.

Weiterhin zerfallen die Marind-anim, nach ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Geheimkulten, in eine Anzahl von Sekten, und damit decken sich wieder verschiedene Dialektgebiete. Dieses lässt auf verschiedenzeitige Einwanderungen, die im Laufe einer langen Periode vor sich gegangen, schliessen. Wir müssen annehmen, dass zuerst die fruchtbare, mit einem ununterbrochenen Saum von Kokospalmen bewachsene Küstenstrecke in Besitz genommen wurde und, dass vielleicht die negative Strandverschiebung die Ursache dieser Wanderungen war.

Dann folgte die Besiedelung des Inlandes, längs den beiden mittleren Flussläufen, dem Bian- und Kumbefluss, indem die dort ansässige Bevölkerung, die heutigen Nachbarstämme der Marind nach Westen und Osten gedrängt und grösstenteils ausgerottet wurden. Auch in jüngster Zeit konnte diese Vertilgung noch bemerkt werden.

Der Geheimkultzugehörigkeit und Dialektverschiedenheit nach muss man weiterhin annehmen, dass eine erste Einwanderungsschicht von Osten herkommend nur bis zur Bian-Mündung vordrang und hierauf diesen Flusslauf, sowie den benachbarten Buraka in Besitz nahm. Diese Gruppe gehört zur Geheimkultsekte der Imo und ist dem gesprochenen Dialekt nach von den benachbarten Marind ziemlich scharf zu unterscheiden.

Eine spätere Einwanderungsschicht nahm hingegen die ganze übrige Küstenstrecke in Besitz und drang dann längs dem Kumbefluss in's Innere vor, um sich von hier ostwärts dem Maro zuzuwenden. Diese Flussufergebiete waren noch vor kurzer Zeit von Stämmen bewohnt, die voneinander unabhängig waren. Die Westwärtswanderung gab weiterhin Veranlassung zur Zersplitterung des Stammes und zur Herausbildung zahlreicher Clane, die sich dann nach wirklichen und mythologisch ausgeschmückten Ereignissen und Begebenheiten, nach Eigentümlichkeiten des Wohngebietes, dem Vorkommen gewisser Tiere und Pflanzen mythologische Beziehungen zu ihren Vorfahren, den Dema, beilegten.

II.

Auf diese Weise bildete sich im Laufe der Zeit eine ausserordentlich bunte und wechselseitige mythologisch-totemistische Gruppierung heraus, die die Grundlage der Stammesorganisation bildet und das ganze soziale Leben der Marind-anim, sowie deren Nachbar-

stämme beherrscht. Was man hier als Totemismus bezeichnen kann, sind mythologische Beziehungen der Clanväter zu Eigentümlichkeiten ihres Wohngebietes, zu allerlei Begebenheiten und Ereignissen, die sie erlitten oder denen sie besondere Wirkungen zuschreiben, sowie zu Natur- und Kunstobjekten, die sie hervorgebracht haben sollen. Die Verhältnisse komplizierten sich noch bedeutend dadurch, dass sich die Totemclane durch Totemfremdherrschaft zu Totemverbänden, und diese wieder zu grösseren Gruppen zu Totemgenossenschaften zusammenschlossen. Um die mythologisch-totemistische Gruppierung dreht sich eigentlich alles. Sie stellt die Grundlage der sozialen Organisation dar, regelt die Eheverhältnisse, die Verteilung der Sago- und Kokosbestände. Diese Gruppierung geht auf uralte Ueberlieferungen zurück. Wie die Verteilung der Kokos- und Sagobestände sich nach den Clanen vollzieht, so ist auch die Besiedelung eine clanweise, indem jeder mythologisch-totemistischen Gruppe, d. h. jedem Boan, wie die Eingeborenen zu sagen pflegen, ursprünglich ein bestimmtes, fest umgrenztes Wohngebiet zugewiesen war.

Auf diese Weise zerfällt der ganze Stamm der Marind-anim in fünf grosse Gruppen, Totemgenossenschaften, die streng exogam sind und sich in väterlicher Linie fortsetzen. Eine jede dieser Gruppen umfasst wiederum mehrere Totemverbände, die sich schliesslich in die einzelnen Clane auflösen, denen wieder spezielle mythologisch-totemistische Beziehungen zukommen.

Dieser totemistisch-sozialen Organisation steht nun eine weitere, ebenso bedeutende, die Altersklassenorganisation gegenüber, die der Gesellschaft die erforderliche Festigkeit nach innen zu verleiht. Jeder Marind gehört einer solchen Altersklasse an, und er hat von der Geburt an die verschiedenen Grade der Reihe nach zu durchlaufen. Beim Uebertritt von einer niedern in eine höhere Klasse findet ein kleines Familienfest statt, wobei der Bruder der Mutter, als der nächststehende Verwandte dem Kinde einen der Altersklasse entsprechenden, charakteristischen Schmuck überreicht.

Zunächst unterscheidet man die kleinen Kinder, Knaben und Mädchen, die eine Altersklasse bilden. Sie verbleiben im Dorfe bei ihren Eltern und erlernen spielend die Beschäftigungen der Alten. Schon von frühester Jugend an übt sich der Knabe in der Handhabung von Bogen und Pfeilen, schießt nach Fischen und Eidechsen, bald nimmt er auch an der Jagd der Männer und Jünglinge teil.

Die Mädchen begleiten die Mutter in die Pflanzungen und erlernen dort ebenfalls spielend die Sagobereitung, sowie die Herstellung der Sagokuchen, zwei Verrichtungen, die jede Marind-Frau von Haus aus kennen muss.

An Schmuck besitzen die Kinder in der ersten Altersklasse bloss Armringe und die Halsschnüre. Die Mädchen tragen noch eine Lendenschnur, die als Geschlechtsabzeichen gelten soll. Haben die Kinder gehen gelernt, so werden ihnen die Ohrläppchen durchbohrt. Bei den Knaben wird die Wunde sogleich durch Einstecken von Bambusstücken oder Abschnitten von Sagoblattrippen erweitert. Mit dem 7. bis 10. Lebensjahr kommen Knaben und Mädchen in die zweite Altersklasse, die der „Wahuku“ resp. des „Mokraved“. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Knabe ins Jünglingshaus kommt und das Dorf während des Tages meiden muss. Die Mädchen bleiben bis zu ihrer Heirat bei der Mutter.

Knabe und Mädchen erhalten Pflegeeltern, die sie mit Schmuck und Nahrung versehen, dafür helfen ihnen die Adoptivkinder bei der Jagd, auf dem Felde, bei der Sagozubereitung. Der Grund dieses Adoptivsystems ist wahrscheinlich der, dass man die Kinder unter steter Aufsicht haben und jeden vorzeitigen Geschlechtsverkehr vermeiden will. Im Laufe der Zeit hat diese Institution ihren Zweck vollständig verfehlt und ins Gegenteil umgeschlagen. Die Knaben dürfen also mehrere Jahre, bis sie erwachsen, tagsüber das Dorf nicht betreten, und wenn sie im Busch oder am Strande einem Mädchen oder einer Frau begegnen, so müssen sie ihnen aus dem Wege gehen. Erst am Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, kehren sie ins elterliche Haus zurück, wo sie im Männerhaus neben ihrem Adoptivvater die Nacht zubringen. Beim Uebertritt in die zweite Altersklasse wird der Junge ganz schwarz bemalt mit verkohlten Sagoblattrippen, und zudem erhält er die ersten Haarverlängerungen, d. h. die Haare werden zu kleinen Zöpfchen, sog. Majub geflochten, und diese wieder mit den Fasern der Luftwurzeln einer Pandanacee umwickelt und so verlängert.

Bei den übrigen Altersklassen bestehen diese Haarverlängerungen aus verschiedenen Blattstreifen oder Grashalmen. Ueberhaupt kann jede Altersklasse an ihrer besonderen Haartracht erkannt werden. An den Haarverlängerungen kann man auch sogleich einen Marindinesen von einem Angehörigen eines anderen Stammes unterscheiden.

sofern er nicht einer benachbarten Völkerschaft angehört, die diese Sitte ebenfalls angenommen hat. Als charakteristischen Schmuck erhält der Jüngling ferner an die Oberarme getrocknete und gepresste Schweinsseronen, die andeuten sollen, dass der junge Mann nun fähig ist, Schweine zu jagen.

Bei Eintritt der Geschlechtsreife kommt der Jüngling in die dritte Klasse, die des „éwati“. Er erhält zahlreichen Schmuck, sowie eine neue Haartracht aus Grashalmen. Der Körper wird eingeeilt, das Gesicht bemalt, und ein Federschmuck ziert den Kopf. Bezeichnend ist auch, dass er von nun an eine Volutamuschel als Schambedeckung trägt und dadurch, im Vergleich zu frühern Jahren, mehr Bewegungsfreiheit erhält. Sein Abzeichen bildet die Steinkeule, die er nie aus seiner Hand lässt; sie ist das Wahrzeichen, dass er auch an den Kopfgajden teilnehmen kann.

Nach einigen weiteren Jahren wird der Jüngling Angehöriger der „Miakim“ oder „Bitan“-Klasse. Er erhält nun noch mehr Schmuck und darf nun das Jünglingshaus verlassen, worauf ihm freisteht, sich zu verheiraten.

Die verheirateten Männer und Greise endlich bilden die beiden letzten Altersklassen, denen in der sozialen Körperschaft das grösste Bestimmungsrecht zukommt. Von einem Häuptlingswesen ist keine Spur vorhanden. Die jungen Männer zeichnen sich aus durch reichen Schmuck. Zahlreiche Eberhauer umfassen den Oberarm, den Kopf deckt reicher Federschmuck, und die Haare sind mit Haarverlängerungen versehen, die aus Kokosblattstreifen geflochten werden. Als Brustschmuck tragen sie Gehänge von Hunde- oder Känguruzähnen, Schweineschwänzchen und Muscheln, sowie mit Coixsamen besetzte Brustgürtel.

IV.

Die Marind bilden einen wohlgebauten Menschengeschlag. Die Männer sind gross und schlank und ausserdem muskulös. Selten trifft man Männer unter 1.70 m gross. Auffallend ist an ihnen besonders der häufig an jüdische Physiognomien erinnernde Typus, vor allem die sehr breite, gebogene Nase, bei welcher sowohl das Septum als auch der Nasenflügel durchbohrt werden. Die Männer tragen an der Nase Knochen, Eberhauer und Bambuspflöcke von oft fabelhaften Dimensionen, so dass die untere Nasenpartie vollständig deformiert wird. In den ebenfalls durchbohrten und stark erweiterten Ohrläppchen

tragen sie eine grosse Anzahl, bis 30 und mehr Ringe von kreisrund gebogenen Kasuarkielen.

Den männlichen Altersklassen entsprechen die der Frauen und Mädchen. Auch in den weiblichen Klassen hat jede ihre bestimmte, charakteristische Haartracht. Zum Unterschied von der männlichen besteht sie meistens aus langen Bastfasern, die einzeln oder in Strängen an den Haarzöpfchen befestigt sind und darauf mit Kakozach und Stenirof eingerieben werden, so dass sie fast die Farbe der Körperhaut haben. Man kann sich denken, von welchem Gewicht solche Haartrachten sind. Sie hat zur Folge, dass die Kopfhaut stark nach hinten gezogen wird und im Alter stark hervortretende Wülste bildet. Oft verfertigen sich die Frauen und Mädchen Haartrachten aus einem weniger schmiegsamen Material, aus Kokosbast. Solche Frisuren sehen in frischem Zustande wohl etwas unordentlich, aber umso origineller aus.

Nachdem der Knabe und das Mädchen die 6. Altersklasse zurückgelegt haben, steht ihnen zum Heiraten nichts mehr im Wege. Die Pflegeeltern suchen natürlich ihre Adoptivkinder so lange als möglich zu behalten, um, namentlich das Mädchen, so lange als möglich als Arbeitskraft verwenden zu können. Die Eheschliessung ist heute weder Kauf- noch Raubehe, hingegen scheinen verschiedene Sitten auf eine ehemalige Raubehe hinzuweisen. Scheinbar wird noch heute das Mädchen oft vom Liebhaber geraubt und entführt, und die alten Männer behalten sich das jus primae noctis vor. Nach der Eheschliessung begibt sich die junge Frau in's Dorf des Mannes und bewohnt in der Regel die Hütte der Schwiegermutter. Ihre Arbeit besteht von nun an in der Sagobereitung und der Herstellung von Sago-kuchen: Arbeiten, die der Mann nie zu verrichten pflegt, ausgenommen an Festen. Hingegen ist von einer Ueberbürdung der Frau und einer Behandlung derselben als Arbeitssklavin, wie man es so oft hört, keine Rede. Die Nahrungsbeschaffung, die Herstellung von Schmuck und Geräten, ist gleichmässig auf beide Geschlechter verteilt.

Im holländischen Gebiet bildet der Sago die Hauptnahrung, und um dessen Gewinnung und Verarbeitung dreht sich fast das gesamte Wirtschaftsleben. Vom Vorhandensein oder Fehlen von Sagobeständen hängt die Besiedelung ab und vom Besitz von Palmen die Eheform. (Bild Nr. 1.) Da die Verarbeitung ausschliesslich Sache der Frauen ist, so muss ein begüterter Mann 2 Frauen ehelichen. Die Monogamie ist

jedoch weitaus häufiger. Wie wir bereits angedeutet haben, scheint sehr oft auch die Mädchenadoption mit solchen praktischen Gründen zusammenzuhängen. An zweiter Stelle wäre als Nahrungsmittel die Kokosnuss zu nennen. Für den Anbau von Kokospalmen kommen aber nur die sandigen Küstenwalle in Betracht. Deshalb sind denn auch nachweisbar die allermeisten Siedelungen auf den sandigen Partien gelegen, erstens, eben wegen dem Anbau von Kokospalmen und zweitens, weil



No. 1. Herausschlagen des Sagomarkes aus dem gefällten Palmenstamm.

diese Lagen dauernd trocken sind. Die Kokoskultur ist so mit dem marindinesischen Haushalt verwachsen, dass man aus Plätzen mit reichen Beständen mit ziemlicher Sicherheit auf das Vorhandensein ehemaliger Siedelungen schliessen kann. Die Kokoskultur und der Sagoanbau schliessen sich aber gegenseitig aus. Der Sago gedeiht nur in sumpfigen Niederungen, die für die dauernde Bewohnbarkeit nicht in Betracht kommen. Bei den Sagobeständen finden wir deshalb meistens kleine Nebenansiedelungen, welche nur zur Zeit der Sagogewinnung aufgesucht werden. Diese Siedelungen sind äusserst notdürftige Hüt-

ten mit Schutzdächern, die zur Regenzeit, da sie in Sumpfniederungen stehen, oft ganz unter Wasser liegen. Nicht bloss in den Sagobeständen, sondern auch in andern Pflanzungen, in den Jagd- und Fischgründen, befinden sich solche Nebensiedelungen. So kommt es, dass die Hauptsiedelungen oftmals nur während einer kurzen Zeit des Jahres bewohnt sind. Die Hauptsiedelung ist in der Regel der Sammelpunkt einer ganzen Gruppe, während die Nebensiedelungen, sowie auch die dazu gehörigen Pflanzungen und Sagobestände einem ganz bestimmten Clan zukommen.

In jeder Siedelung unterscheidet man Männer- und Weiberhütten, sowie das Jünglingshaus, welches etwas abseits liegt. Die Männerhütte wird in der Regel nur von Vertretern eines Clans bewohnt. Wir finden deshalb in einem Dorfe eine oder zwei Männerhütten, hingegen mehrere Weiberhütten, da sie mehr den Familienhäusern entsprechen. Das, was man schlechtweg als Dorf zu bezeichnen pflegt, ist eigentlich ein Siedelungskomplex, der aus so vielen Einzelsiedelungen besteht, als Männerhütten, d. h. Clane vorhanden sind. Reine Clansiedelungen befinden sich noch im Innern und an schwer zugänglichen Gebieten, sowie, wie schon erwähnt, in den Pflanzungen und Sagobeständen die Nebensiedelungen.

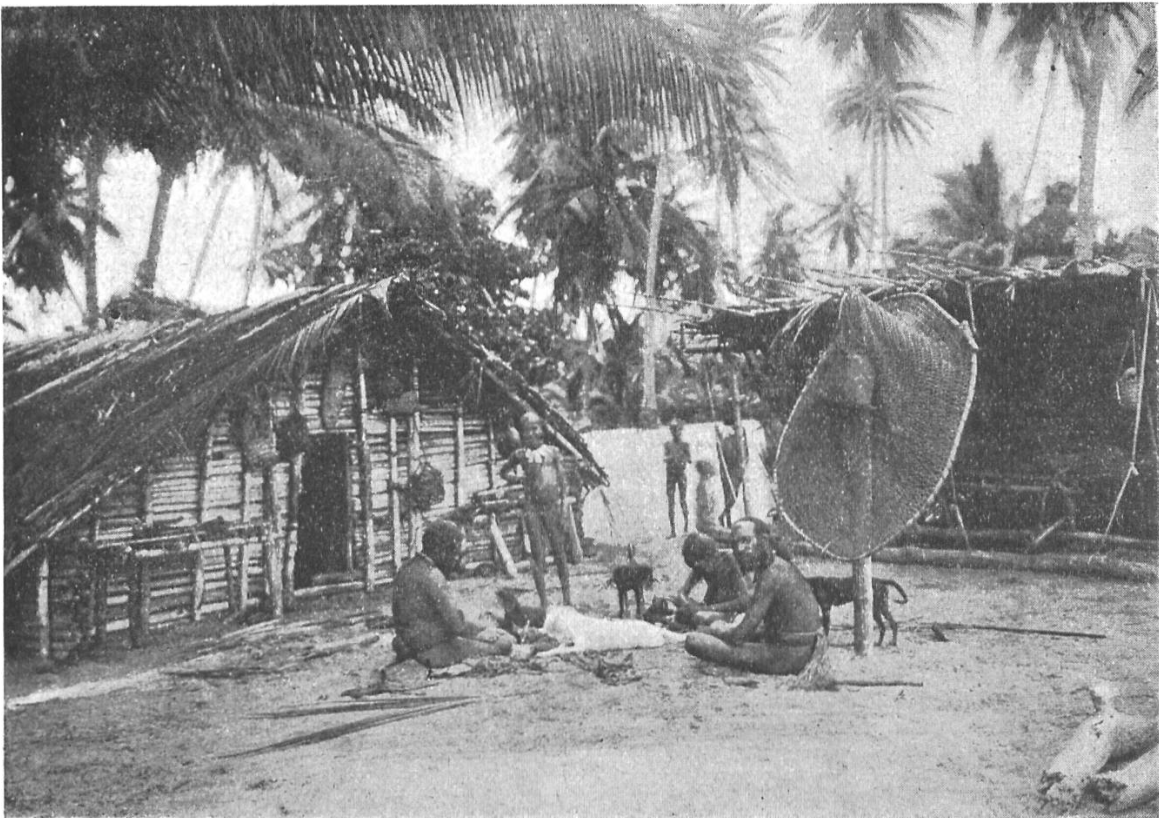
Die Hütten sind im Grundriss ein Rechteck und stets zu ebener Erde gebaut. In den Strandsiedelungen, wo das ganze Jahr ein lästiger Wind weht, sind die Hütten vollständig mit Wänden umgeben. Häufig werden die Wände ganz oder auch nur teilweise weggelassen; die Behausung besteht dann bloss aus einem einfachen oder doppelten Dach, das im Innern oft gewaltige Dimensionen annimmt und 50—80 Personen aufnehmen kann. Die Hütten am Strande erwecken keinen günstigen Eindruck, sie sind aber doch gut, obwohl nicht dauerhaft konstruiert. Die Wände sind aus Sagoblattrippen, einem leicht zu handhabenden Material gemacht und zwar so, dass die Blattrippen zwischen parallelen Stäben aufgeschichtet werden. Das Dach besteht aus Sagolaub, im Innern wohl auch aus Eukalyptusrinde, die überhaupt mannigfaltige Verwendung findet.

Neben der Ausbeutung der Sagobestände kann die Wirtschaftsform am besten als Gartenbau bezeichnet werden. Im englischen Küstengebiet werden die Hauptnahrungsmittel Jams und Taro in ausgedehnten Feldern angebaut. Anders der Marind und seine Nachbarn. Auf kleinen, hochaufgeschütteten Beeten pflanzen sie alles, was sie

an Nahrungs- und Genussmitteln bedürfen: Bananen und Jams, Arecapanen und Betelpfeffer. Am meisten geschätzt aber wird der piper methuplicium, aus welchem durch Auskauen ein furchtbar bitteres und berauschendes Getränk, die polynesische Kawa bereitet wird. Die Sagogewinnung erfolgt auf die gleich einfache Weise wie andernorts in Neu-Guinea und dem malayischen Archipel. Die Palme wird gefällt, und mit einem knieförmigen Holzgerät schlägt die Frau, auf dem geöffneten Stamme sitzend, das weiche, rötliche Sagomark heraus. Hierauf wird die Masse auf einem Gestell, das aus einer schräg gestellten und horizontal auf der Erde liegenden, trogartigen Sagoblattscheide besteht, ausgefasert und geklopft, so dass sich der Sago als feine, weiche Masse in der horizontalen Rinne im Wasser absetzt. Aus dieser Masse werden nun verschiedene Speisen verfertigt. Diese Verrichtung ist also die wichtigste Arbeit der Frau. Die zweite Arbeit im Dorfe ist die Zubereitung von Sagokuchen. Die Frau pflegt im allgemeinen auf erhitzten Steinen zu braten und zu backen, während der Mann die Speisen in offenem Feuer oder in Blätter eingewickelt zu rösten pflegt. Die Töpferei ist unbekannt, deshalb auch das Sieden der Speisen. Als Feuerstätte dient der Frau ein Scheiterhaufen mit abwechselnden Lagen aus Holz und Steinen; als Stein wird gebrannter Ton verwendet. Als Masse für den Kuchen dient ein Gemisch von Sago und Kokosmehl, das mit einer Muschel geschabt wird. Das Gemenge wird auf Bananenblätter ausgebreitet, von solchen zugedeckt, überhaupt zu einem Packet geschnürt. Das Paket kommt nun auf die glühenden Steine zu liegen. Vermittelst Bambuszangen werden die Kuchen auch oben mit heissen Steinen belegt; das Ganze aber wird mit einer mehrfachen Lage von Eukalyptusrinde überschüttet und dann so lange in der Wärme gelassen, bis die Kuchen vollständig durchgebacken sind. Oft wird ungemengter Sago in Bambusrohren erhitzt, oder aber mit Wasser zu Teig geknetet, in Kugeln geformt und auf offenem Feuer geröstet. Ausschliesslich Männerarbeit ist die Beschaffung animalischer Nahrungsmittel, die Jagd und die Verfertigung von Tierfallen. (Bild Nr. 2.)

Das Fischen und Pflanzen ist gemeinsame Arbeit, die Nahrungsbeschaffung ist also ziemlich gleichmässig auf die Geschlechter verteilt. Die Arbeitsmethoden, die Mann und Frau beim Fischen anwenden, sind voneinander verschieden. Die Männer bedienen sich beim Fischfange mit Vorliebe des Pfeils und des Bogens, oft vergiften sie

auch mit Hilfe einer giftigen Wurzel die fischreichen Bäche und Flüsse, oder sie benutzen lange Fischreusen. Anders die Frau; ihr dient das Netz oder ein kegelförmiger Korb, den sie bei Eintritt der Flut, den Strand entlang laufend, in das Wasser schiebt. Durch eine seitliche Oeffnung können die in den Korb geratenen Fische herausgenommen werden. Die Jagd vollzieht sich in offenem Gelände unter Zuhilfenahme des Feuers. Im Halbkreis wird die Steppe angezündet und



No. 2. Dorfszene. Männer, Frauen und Kinder bei der Hausarbeit.

zwar so, dass die offene Seite dem Winde abgekehrt ist. Hier sammeln sich auch die Jäger. Das aufgescheuchte Wild kann so leicht erlegt werden, dagegen brennt die Steppe weiter, und die Jagd ist im gleichen Gebiet auf mehrere Wochen hinaus unmöglich gemacht. — Schweine und Krokodile werden auch mit Hilfe von Fallen erlegt. Die Fallen sind verschieden, aber alle sehr einfach und doch äusserst wirksam gebaut.

V.

Eingangs ist von den *Dema* die Rede gewesen, jenen dämonenhaften Vorfahren der Marind, die die Grundlage der religiösen Vorstellungen

und der Mythologie der Eingeborenen bilden. Als Dema bezeichnen nun die Marind und ihre Nachbarstämme ganz allgemein alles, was übersinnlich und seltsam ist, eine undefinierbare, mächtige Kraft, die alle ungewöhnlichen Dinge erfüllt und beseelt, ähnlich dem Mana der Melanesier. Ueberall, wo etwas Seltsames und Ungewöhnliches sich zuträgt, sind Dema im Spiel; unbekannte, merkwürdige Erscheinungen und Geräusche sind ihre Aeusserungen; eigenartige Bodenbildungen deuten auf ihre Anwesenheit hin. Dema sind auch die Steine, die dem Marind vollständig fehlen und nur weit aus dem Innern geholt werden können. In dunkler Vorzeit waren Dema nur dämonenhafte Wesen, die sich beliebig verwandeln konnten und mancherlei merkwürdige Dinge verrichteten. Sie waren zwar dem heutigen Menschen nicht unähnlich; sie brachten Tiere und Pflanzen hervor, und aus ihnen sind im Laufe der Zeit die richtigen Menschen hervorgegangen. Die Dema sind also die Urheber alles Seins, alles Lebens, und sie werden als Väter der Totenclane angerufen. Wie uns die Mythologie berichtet, hielten sich die Dema einstmals vorwiegend im englischen Küstengebiet auf. Die Dema sind auch die Begründer der Geheimkulte. Der erste war der Majo-kult, sexuelle und endo-kannibalistische Orgien, die zuerst auf der sagenhaften Insel Majo, wahrscheinlich an der Fly-river-Mündung, abgehalten wurden. Sie gaben den Anstoss zu den Westwärtswanderungen, sowie zur Herausbildung der Totemclane und weiterer Totemkulte. Aufeinanderfolgend wurden, so berichten weitere Mythen, die Majo-Zeremonien an weiter westlich gelegenen Küstenplätzen abgehalten, und alle diese Orte erhielten den Namen Mayo. Nach der Mythe hatte der erste Majo-kult die Entstehung der Kokospalme zur Folge, und so mochten sich diese anfänglich rein sexuellen und kannibalistischen Orgien im Laufe der Zeit zu Fruchtbarkeitszeremonien herausgebildet haben, nachdem ihnen dieser mythologische Grund unterschoben worden war. Analog zu diesen legten auch die westwärts gewanderten Stammesgruppen ihren Geheimkulten diese oder jene mythologische Bedeutung bei. So schrieben sich die Rapa — d. h. Feuerbohrekult — die Feuerzeugung zu, und bei andern bildet der Schweine-Dema den Hintergrund. Wir sehen, dass die Geheimkulte aufs engste mit den Dema und den Mythen verknüpft sind, wir können ihnen also ein religiöses Moment nicht absprechen, wenn sie auch noch so obscön verlaufen und auf Endokannibalismus beruhen.

Weitaus die grösste Zahl der Strandbewohner huldigt dem Majokult, der ein Kokoskult ist. Die Zeremonien dieses Kultes sind auch am besten bekannt. Längs den grossen Flüssen Bian und Buraka sind die „Imo“ angesiedelt, die einem andern Geheimkult huldigen. Wie eingangs ausgeführt wurde, können die Imo als die erste Einwanderungsschicht betrachtet werden. Im äussersten Osten des marindinesischen Siedlungsgebietes wohnen, vom Hauptstamm isoliert, und von fremdsprachlichen Stämmen umgeben, die Rapa-anim. Sie können als ein zurückgebliebener Rest des westwärts gewanderten Marind-Stammes betrachtet werden. Mit der Zugehörigkeit zum Geheimkult deckt sich auch die Verteilung der gesprochenen Sprache, was zweifelsohne auf die von der Mythe berichteten, vermutlichen Wanderungen zurückzuführen ist. Ehemals umfasste der Majokult 5—6 Monate und musste jedes Jahr, aber stets in einer andern Dorfgruppe abgehalten werden, so, dass nach einem Cyklus von einigen Jahren wieder die gleiche Dorfgruppe an die Reihe kam. Die Majo-Zeremonien bestanden im Wesentlichen aus zwei Teilen: einerseits erotische Orgien und Endokannibalismus der alten eingeweihten Männer, der sogenannten Metoar-anim; andererseits die Einführung junger Novizen beiderlei Geschlechts, an denen dann die verschiedenen mythologischen Episoden symbolisch vorgenommen wurden. Die Metoar-anim spielten die Rolle der Dema. Vorher mussten sich die Novizen durch mehrere Monate hindurch, abgesondert vom heimatlichen Dorf, im Kokosbusch, dem sogenannten Majo-mirar, Majo-Verbleib, aufhalten. Beim Eintritt in das Majo-mirar wird ihnen jeglicher Schmuck abgenommen, der Genuss aller Speise und Beschäftigung wird ihnen verboten. Sie verhüllen sich vollständig in Kokosblätter und verhalten sich, als ob sie nichts wüssten und kannten, als ob sie neu geboren wären. Was sie zuerst zu geniessen bekommen, sind Erde und Wurzeln, denen von den Metoar Sperma beigemischt worden ist. Nach einigen Tagen werden den Novizen junge, unreife Bananen dargebracht, die ebenfalls mit dem Saft des Lebens durchmischt sind. Wieder nach etlichen Tagen wird der karge Speisezettel erweitert durch die Kokosnuss, aber wiederum wird vorerst symbolisch eine Szene aus der Mythe von der Entstehung der Kokospalme an den Novizen ausgeführt. Endlich wird eine junge Kokosnuss herumgereicht, die jeder nun ganz und nach seinem Belieben verspeisen darf.

So kommen nach und nach sämtliche Nahrungs- und Genuss-

mittel an die Reihe. Immer aber wird den Novizen zuerst eine minderwertige Qualität in kleiner Menge mit Sperma vermennt dargeboten. Der Darbietende ist der Repräsentant eines Dema, welcher der Urheber der betreffenden Pflanze ist. Hierauf erfolgt die Erlernung der verschiedenen Arbeiten, die Herstellung von Schmuck und das Flechten der Haarverlängerungen, die Jagd und der Fischfang, die Gewinnung von Sago und das Bestellen der Pflanzungen. Dabei verhalten sich die Neulinge, als ob sie ehemals diese Verrichtungen gar nicht gekannt. Die ganze Majo-Zeremonie ist im Grunde nichts anderes, als eine Inszenierung und Symbolisierung der Mythologie, eine Art Analogiezauber, der die Fruchtbarkeit der Natur zur Folge haben soll. Indessen ist das bisher Beschriebene nur die eine Seite der Majo-Zeremonien. Kein Uneingeweihter und ebensowenig die Novizen wissen, was sich inzwischen im Kreise der Eingeweihten, der Metoar, abspielt, welche Opfer die Zeremonien fordern, um die in wohlhlüstigen Ausschweifungen schwelgenden Metoar zu befriedigen. Erst durch einen endokannibalistischen Akt haben die Majo-Feierlichkeiten ihren Abschluss erreicht. So vergehen Wochen um Wochen, von Zeit zu Zeit wird wieder eine andere mythologische Episode an den Novizen ausgeführt. Es ist, als ob der Majo-anim allmählich aus einem langen Schlaf erwachen würde. Sie erhalten wieder ihren Schmuck, alle Speisen und Genussmittel sind ihnen wieder zugänglich, und sie dürfen wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen. Damit ist auch der Augenblick gekommen, in dem sie das Majo-mirar verlassen dürfen. Nochmals werden die Haarverlängerungen und der Körper eingölt, dann verlässt der Zug, in der Reihenfolge der mythologisch-totemistischen Zugehörigkeit das Majo-mirar, die Gesichter glänzen in Oel und Farbe, und auf den Köpfen schwanken Büschel von zarten, orangegelben Paradiesvogelfedern. Bevor man sich endgültig dem Strande zuwendet, begeben sie sich nochmals in das Majo-Verbleib zurück, wo ein jeder noch eine duftende Blüte von *Sacharum edulis* erhält. Von hier kehren sie nun in die Dörfer zurück, wo die Novizen, die eine lange Zeit voller Entbehrungen hinter sich haben, begrüßt werden. Der Begrüssung folgt eine Nacht mit Tanz und Gesang. Inmitten des Dorfplatzes ist ein hohes Gerüst errichtet worden, auf dem ein Dema-Figurant, der Kormoran (Kar-a-kar) Platz genommen hat und die ganze Nacht hindurch von einem Fuss auf den andern stampfend sein „Kul, kul, kul“ hören lässt. Die Jünglinge aber, angetan mit

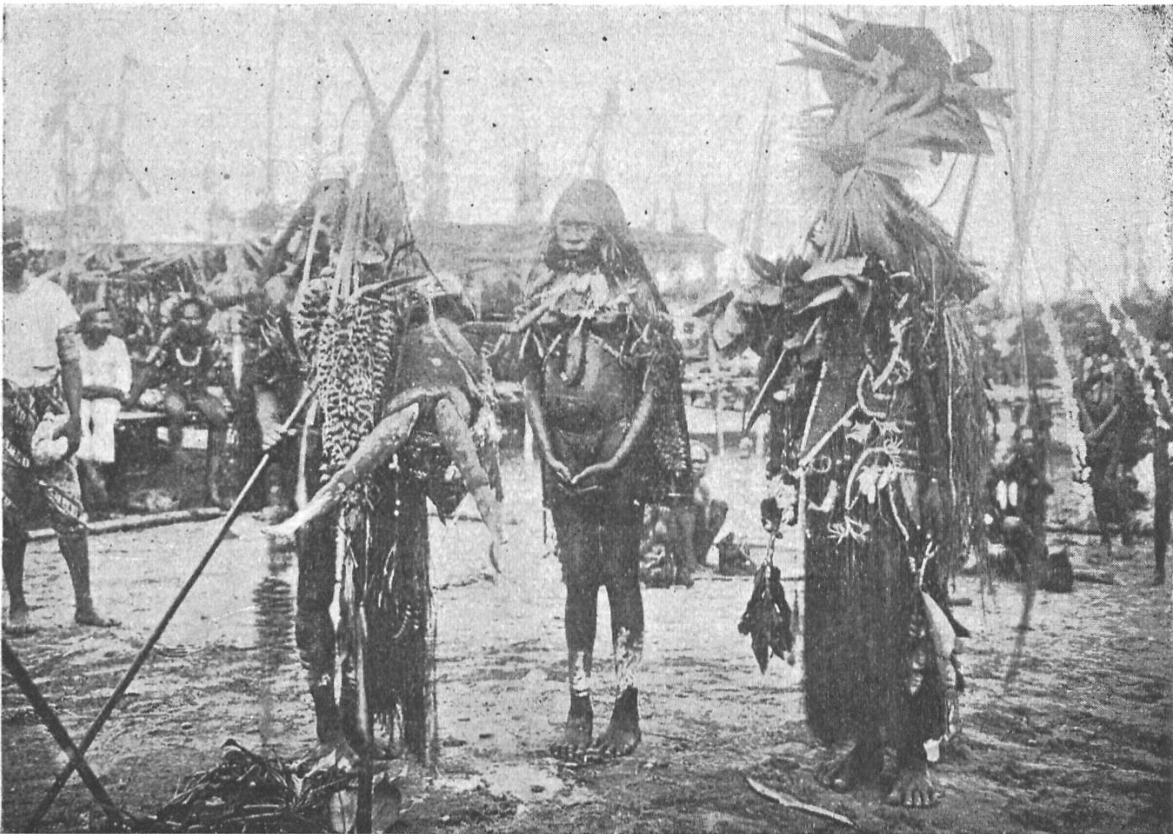
prächtigem Federschmuck, laufen im Kreise um das Gerüst herum und singen einen monotonen Gesang. Was diese Szene und der Tanz zu bedeuten hat, vermag ich nicht zu sagen; sicher aber ist, dass der Kormoran irgendwie mit den Kopfjagden in Verbindung steht. Diese Kopfjagden schlossen sich stets an die Majo-Zeremonien an, aber noch sind die diesbezüglichen Mythen unbekannt.

Die Kopfjagden bildeten eine zweite Beschäftigung, womit die Eingeborenen ihr Leben ausfüllten. An die Kopfjagden schlossen sich dann lange Festlichkeiten an, die mit ihren umfangreichen Vorbereitungen wieder Monate umfassten, so dass ununterbrochen Feste auf Kopfjagden und Kopfjagden auf Feste sich folgten. Der eigentliche Zweck der Kopfjagden bestand aber in der Namengebung der Kinder. Es war Sitte, dass jedem Kind, so bald als möglich nach der Geburt der Name eines erbeuteten Kopfes, von welcher Herkunft er auch sein mochte, beigelegt wurde. Der präparierte Kopf bildete gleichsam ein Medium, dessen Kraft durch die Namenübertragung auch auf das Kind übergehe. Weiterhin schien die Kraft der Siegestrophäe auch dem Männerhaus zu nützen, denn vor jeder Kopfjagd musste es neu hergestellt werden. Die Kopfjagd war somit eine unerlässliche Notwendigkeit, die mit emanistischen Auffassungen zusammenhing. Wie wichtig die Namengebung der Kinder nach erbeuteten Köpfen war, geht daraus hervor, dass noch jetzt, wo die Kopfjagd in der Nähe der Küste längst aufgehoben ist, die Küstenbewohner oft alles hingeben, um von den Inlandbewohnern einen Kopf zu erhalten. Auf die Kopfjagd zu gehen, war an und für sich schon ein Fest, an dem sich stets mehrere benachbarte Dörfer beteiligten. Hunderte von Personen pflegten mitzugehen, Weiber und Kinder, ja selbst der ganze Hausrat wurde mitgeschleppt. Das Ziel wurde recht weit gewählt, z. B. am Oberlauf der Flüsse; beliebte Ziele waren der Digoel River im Norden oder die Fly-river-Mündung im Osten. Letzterer übte überhaupt eine grosse Anziehungskraft aus, denn dort wurden sie zuerst mit weissen Menschen und andern seltsamen Dingen bekannt. Auf dem Wege zum Ziel wird da und dort kampiert, an geeigneten Stellen gejagt und gefischt, Sago bereitet, ja selbst Pflanzungen legt man an, die man bei nächster Gelegenheit wieder aufsucht. Ist man endlich im Gebiete der Fremden, so lässt man an geeigneten Stellen die Weiber und Kinder zurück und unternimmt dann Ueberfälle auf die Feinde. Für die Ueberfälle wählt man mit Vorliebe die Nacht oder die frühen Morgen-

stunden, wenn sich noch alles im Dorf befindet. Die Kopffjäger umzingeln das Dorf, und mit lauter Stimme werden die Leute vor die Häuser gerufen. Wie der Vogel vor der Schlange, verlieren die Wehrlosen angesichts der weiss bemalten und bis an die Zähne bewaffneten Kopffjäger den Mut und fallen ihnen zur Beute. Die Feinde werden lebendig gefangen genommen, damit man sie nach ihrem Namen fragen kann, denn ein Kopf ohne Namen wäre fast wertlos. Beim Erbeuten eines Kopfes sind daher stets mehrere beteiligt. Die einen schiessen den Feinden Pfeile in die Beine; andere suchen sie festzuhalten, um sie nach ihrem Namen zu fragen. Erfolgt eine Antwort, so wird der Kopf sofort vom Körper getrennt mittelst eines Bambusmessers (Lok). Meistens verstehen die Ueberfallenen die Frage nicht, und so wird oft irgend ein Ausruf oder eine Verwünschung als Name hingegenommen und später einem Kinde beigelegt. Kleine Kinder werden lebend mitgenommen und dem eigenen Stamme einverleibt.

Ins Lager zurückgekehrt, wird sofort mit der Präparation der Köpfe begonnen. Um das Gehirn herauszunehmen, wird meistens ein Stück vom Hinterhauptbein herausgebrochen. Nachher wird die Kopfhaut vom Hinterhauptloch bis zum Scheitel aufgeschnitten und über den Kopf und das Gesicht heruntergezogen. Die Weichteile werden entfernt und durch Ton ersetzt. In die Augenhöhlen kommen Abschnitte von Sagoblattrippen, währenddem die Nase durch einen Rotanstreifen ersetzt wird. Dann schliesst sich ein langsam vorsichgehender, sorgfältig ausgeführter Trocknungsprozess über einem Feuer. Bei diesem Prozesse dürfen die Haare nicht verbrennen. Die Haare werden nachher mit Verlängerungen aus Kokosnussblattstreifen geflochten. Das Dorf ist indessen festlich geschmückt worden. Der Festplatz prangt von Früchten, Sagolaiben und Crotonzweigen, an langen Stangen hängen Aneazapfen und Bananen. Um den Platz herum ziehen sich Pritschen, auf denen sich die auswärtigen Gäste niedergelassen haben. Die heimkehrenden Kopffjäger werden äusserst ehrenvoll empfangen. Die Frauen und Mädchen gehen ihnen entgegen und geleiten sie in das neue Männerhaus, wo die kostbare Beute noch vollends hergerichtet wird. Die Köpfe werden eingeölt und bemalt, die letzten Vorbereitungen werden noch getroffen, und das mehrtägige Fest kann beginnen. In der ersten Festnacht versammeln sich spät abends die alten Männer und Frauen, um den sogenannten „Jarut“ zu singen, einen Gesang, der sonst gewöhnlich bei einer Totenfeier ge-

sungen wird. Er hat wahrscheinlich den Zweck, die Seelen der Verstorbenen, in diesem Falle der Geköpften, zu verabschieden. Das Eindruckvolle des furchtbar ernsten und monotonen Gesanges wird noch um ein Bedeutendes erhöht durch die helle Mondnacht. Am folgenden Tage werden wieder Vorbereitungen gemacht; die Vorräte werden für das Fest ergänzt, denn während dem Feste darf kein Mangel sein. Hinter dem Dorfe, im Busch sind die Männer und Jünglinge eifrig be-



No. 3. Demarepräsentanten beim Waikofest. Scene aus der Mythe vom Krebsdema.

schäftigt mit den Vorbereitungen für die kommende Festnacht, die den Höhepunkt des Festes darstellt. Die einen bringen sich gegenseitig die Haarverlängerungen in Ordnung und ölen sie von neuem ein. Die andern verfertigen aus dem weichen Mark der Sagoblattrippen mannigfaltige Tiere, Vögel und Fische, die sie bunt bemalen und mit Federn und Crotonblättern behängen. Diese Gestalten werden an langen Stangen befestigt, die Kinder und Jünglinge für das kommende Waikofest auf ihren Köpfen herum tragen. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, erscheinen vom Strande her eine Reihe phantastisch geschmückter Repräsentanten der Dema. (Bild Nr. 3.) Die Gestalten sind vollständig

behängt mit Figuren, die aus Sagoblattscheiden ausgeschnitten und mit bunten Fruchtsamen beklebt sind. Das Gesicht ist mit dem Gefieder eines Paradiesvogels oder einer Imitation eines solchen bedeckt. Ueber dem Dema-Repräsentanten wölbt sich ein feines, zartes Gebilde, ein aus weissen Flaumfedern bestehendes Gitter, das die Wolke darstellen soll. Die Hauptsache aber bildet ein auf dem Kopf oder Rücken getragenes Emblème, an dem der Dema erkannt werden kann. Dem vom Strande sich nähernden Zug schreitet ein Figurant voran, der den Riesenstorch vorstellt. Ueber den Kopf und den Rücken hat er den Balg eines Vogels gebunden, so dass ihm der lange, gelb bemalte Schnabel über das Gesicht herunterhängt. Die mit Federn besetzten Arme bewegt er gleich wie Flügel fortwährend auf und ab. Der Riesenstorch ist einer der ältesten und in der Mythologie beliebtesten Dema. Wie die Mythe erzählt, war er auch bei der Menschenwerdung zugegen; er soll mit seinem langen Schnabel die fischähnlichen Menschenkeime aus einem Wasserloch gezogen haben. Ein geschmücktes Mädchen, seine mythologische Gefährtin, tritt vor ihn und schlägt mit einem Crotonzweig auf den Boden, um einen Zauber auszulösen; dann betritt der Dema-Repräsentant den Festplatz und schreitet langsamen Schrittes im Kreise herum. Die andern Figuranten folgen in einiger Entfernung. Hierauf erscheint der Krokodil-Dema mit einem grossen, aus Sagomark verfertigten Krokodil auf dem Kopf. Ueber dem Krokodile schwebt das feine, wolkenartige, beständig zitternde Gebilde, während von der Gestalt des Figuranten kaum etwas zu sehen ist, da sie ganz mit Schmuck und Crotonblättern bedeckt ist. So sahen die Dema, die dämonenhaften Vorfahren, einst aus. Jetzt sind sie seit langer Zeit vom Schauplatze ihrer Tätigkeit verschwunden und haben sich in das Meer, die Flüsse und in die Erde zurückgezogen. Dort wirken sie noch immer im Verborgenen und sind am Sturme, den Stromschnellen und den Erdbeben tätig; auch mancherlei Erscheinungen und Katastrophen verursachen sie. Für gewöhnlich sind sie unsichtbar, nur den Zauberern und Geistersehern erscheinen sie hin und wieder flüchtig und unbestimmt.

Dem Krokodil-Dema folgt der Bogen-Dema, d. h. der mythologisch verkörperte Urheber des Bogens, ein Figurant mit einem kleinen Männchen auf dem Rücken, das zwei kleine Bogen und ein Känguruh, das Hauptjagdtier, trägt. Noch ist der Zug nicht beendigt.

Auch das Meer hat seinen Dema. Mit einer Schildkröte als Wappen auf dem Rücken tritt er auf den Festplatz. Eine grosse Trommel, die er ebenfalls auf dem Rücken trägt, begründet mythologisch das Rauschen und Klatschen der Wellen.

Weiterhin tritt der Areca-Dema auf mit dem Arecazapfen. Er ist der Freund und Bruder des Krokodils, denn Krokodil- und Areca-Dema waren früher ein Wesen, das sich nach Belieben trennen und vereinigen konnte. Am imposantesten aber ist der Paradiesvogel-Dema (Baten-Dema), dessen Federschmuck den der vorhergehenden Figuranten an Zartheit und Eleganz noch übertrifft. Ein Kranz von weissen befiederten Strahlen umgibt ihn, und ein zart-orangegelber Paradiesvogelbalg auf dem Kopf lässt seine Beziehung zu diesem Vogel erkennen. Nun beginnen die Figuranten allerhand Pantomimen und mythologische Szenen aufzuführen, zum Beispiel: Wie der Meer-Dema einen Ort an der Küste heimsuchte und die Bewohner umbrachte, worauf sie zu Fischen wurden. Der Krebs-Dema, der auftritt, trägt auf seinem Kopfe einen grossen Taschenkrebs. Er stellt eine mythologische Szene dar, wie ihm die Mädchen eines Dorfes sein Kind, eine Holzpuppe, die in einem Korb neben ihm liegt, gestohlen haben, worauf er aus Rache eine Hütte der Strandbewohner unterwühlte, sodass sie zusammenstürzte und die Leute unter sich begrub. Ein weiterer Dema-Figurant trägt einen imitierten Pfosten einer Festhütte auf dem Rücken. Der Mythe nach ist es ein Dema-Pfosten. Bei einem grossen Schweinsfeste soll er zu wackeln angefangen haben, worauf die Festhütte zusammenbrach und alle Leute zu Fröschen wurden. Zwei weitere Repräsentanten erschienen, ein ganzes Kanu auf den Köpfen tragend. Es ist dasselbe Kanu, mit dem die Dema vom englischen Küstengebiet hierherfuhren und dabei von einem Meerungeheuer angegriffen wurden. Die angekommenen Figuranten führen auf dem kleinen, mit Palmblättern umzäunten und Crotonblättern bestreuten Platze fortwährend ihre Pantomimen auf. Immer noch hat der Zug kein Ende. Unheimlich, riesengross leuchtet im Widerschein der brennenden Blätterfackeln eine weisse halbrunde Fläche, und dumpfe, abgesetzte Trommelschläge werden hörbar. Das „Gari“ kommt!, geht es murmelnd durch die Menge, und die Scharen treten auseinander, um dem Vertreter der Ahnenwelt Platz zu machen. Auf seinen Achseln und dem Nacken trägt er ein grosses, halbrundes, aus Sagoblattrippen zusammengesetztes Gebilde. Sein Körper ist behangen

mit dem Schmucke der Dema-Figuranten. Beim Einerschreiten schlägt er eine grosse Trommel. Mit stampfenden Schritten betritt er nach dem Takt der Trommel den Festplatz. Die Fläche, die er trägt, bedeutet nicht etwa, wie man leicht annehmen möchte, die Sonnen- oder Mondscheibe. Sie spielt vielmehr, wie auch die andern Dema, eine Hauptrolle bei den Geheimkulten. Sie dient nämlich unter den Eingeweihten als Verständigungsmittel und gibt Kunde, dass die



No. 4. Männer, die den Festgesang singen und die Trommeln schlagen.

sexuellen Orgien nun ihren Anfang nehmen können. In langem Zuge, einen monotonen Gesang, den „Waiko-zi“ singend, nähern sich vom Strande her die alten Männer, phantastisch geschmückt. Auf den von Oel und Farbe strotzenden Köpfen erheben sich bunt bemalte Schildchen aus Sagoblattrippen und einem langen Stab, an dessen Ende eine grosse weisse Feder hin und her weht. Hinter ihnen folgt ein Zug, der noch bedeutend grotesker und bunter einhergeht. Es sind junge Männer, Jünglinge, Knaben und kleine Mädchen, die verschiedene, aus Sagomark verfertigte Objekte, wie Vögel, Fische und andere Tiere auf

den Köpfen tragen. Auch buntbemalte Flächen und andere kunstvoll zusammengesetzte Flächen fehlen nicht. Keiner ist gleich geschmückt wie der andere. Wieder tritt ein geschmücktes Mädchen vor sie, um mit einem Crotonzweig auf den Boden zu schlagen. Die alten Männer gruppieren sich um ein Feuer. Ein monotoner Gesang ertönt, begleitet vom dumpfen Dröhnen mannshoher Trommeln. (Bild Nr. 4.) Die Kinder, Jünglinge und jungen Männer, mit ihren Totem-Emblêmen, beginnen nun paarweise um die singende und trommelnde Männergruppe zu laufen. An langen Stangen schwingen fliegende Fische hin und her. Einige Reiher trippeln hin und her, treten aus dem Kreise und stossen pipsende Töne aus. Walhühner scharren mit dem Fuss den Sand und gucken schief zur Erde, und dazwischen hüpfen die Figuranten, mit ihren weissen Kakadufedern, kreischend von einem Fuss auf den andern. Jeder der Aelteren hat sich seinen totemistischen Verwandten erwählt, während die Kinder mit kleinen Reihern sich begnügen, da sie ja noch keine Haarverlängerungen besitzen, um ihre Wappen daran zu befestigen.

Unterdessen tritt noch ein Dema-Repräsentant auf, der einen grossen, aus Sagoblattmark verfertigten Adler auf seinem Kopfe trägt. Wieder ein anderer ist der Dema des Himmels; auf seinem Kopfe tront eine Wolke, in deren Mitte die Sonnenscheibe und die Mondsichel sichtbar sind. Fast alles, was im Bereiche dieser Menschen ist, wird mythologisiert und einem Dema zugeschrieben. Hüttchen, Schweine, Kanu, Krokodile, ja sogar imitierte Sago- und Kokospalmen tragen sie auf ihren Köpfen die ganze Nacht hindurch. Märchenhaft glänzen die von Oel und Farbe triefenden Gesichter, die mit schimmernden Nantilusschalen, bunten Blättern, Arecazapfen und Federn geschmückten Körper. Mit diesem Glanze vermischt sich das düstere Leuchten der brennenden Blätterfackeln, die die Mädchen und Frauen nachtragen, und die Figuranten erscheinen fast wie vorweltliche, wirkliche Dämonen. Ueber der ganzen Szene aber flutet das magische Licht der tropischen Mondnacht; in der Nähe das Kommen und Gehen der anlaufenden Wogen, mit ihrem eintönigen Rauschen, das Raschein der Palmen unterbrochen durch das dumpfe Dröhnen der Trommeln und den eintönigen Gesang der Alten. Wer einem solchen Feste beigewohnt, wird einen unauslöschlichen Eindruck davontragen.

Der Gesang und der Reigen dauern die ganze Nacht hindurch; nur hin und wieder wird eine kurze Pause gemacht. Dann stärken sich die

Figuranten mit Bettelpfeffer oder einer jungen Kokosnuss. Die Trommeln werden frisch gewärmt, um die nötige Spannung wieder herzustellen. Nun kann das Schauspiel von neuem beginnen, bis die Morgendämmerung den Schluss des Festes ankündigt. Ein grosses Gedränge entsteht, der Festkuchen wird herumgereicht. Es ist ein gewöhnlicher, aus Sago und geschabter Kokosnuss hergestellter Kuchen, der am vorhergehenden Tage schon gebacken wurde. Die Aufbewahrung geschieht unter einer mehrfachen Lage von Eukalyptusrinde. Die Mädchen und Frauen gehen hin und her, um unter die Männer und Jünglinge Kuchen und Stengel von Piper methysticum auszuteilen. Nach dem frugalen Mahle sucht jeder seine wohlverdiente Ruhe auf. Bald darauf wird es stille im Dorf. Einer nach dem andern zieht sich nach den Pflanzungen oder in den Schatten der Kokospalmen hinter dem Dorf zurück, um Siesta zu halten. Das Fest aber ist damit noch nicht beendet. Es folgt noch eine dritte Festnacht.

Mit Sonnenuntergang erscheint wieder ein festlich geschmückter, mit Federn versehener Zug von Männern am Strande. Singend und trommelnd nähert er sich dem Dorfplatz. Diese Nacht ist „Samb-zi“, d. h. wörtlich „Grosser Gesang“ oder „Zi-ka“, der eigentliche Festgesang. Bei jedem Fest muss dieser Gesang mindestens eine ganze Nacht hindurch gesungen werden. Wie am Abend vorher, gruppieren sich die alten Männer um ein Feuer und beginnen die grossen Trommeln zu schlagen, erst langsam, dann immer rascher und rascher, bald in rasendem Tempo, so dass die Federbüsche und Haarverlängerungen in wilder Erregung hin und her fliegen. Ein Chaos von Hunderten von Stimmen und Trommeln vermengt sich zu einem unbeschreiblichen Lärm, dass einem Hören und Sehen vergeht. Frauen und Mädchen, junge Männer und Jünglinge, sind nicht dabei, oder singen wenigstens nicht mit. Erst nach und nach und spät in der Nacht gesellen sich erstere hinzu, aber sie stehen bewegungslos und anscheinend ganz apathisch während der ganzen Nacht bei Seite. Sie waren im Busch, wo erotische Szenen stattfinden. Der Morgen bricht an, das Getrommel und der wilde Gesang haben ihren Höhepunkt erreicht. Ein junger Mann ist auf eine Bambusstange geklettert, die inmitten der singenden Männergruppe im Boden eingepflanzt ist, und er schüttelt sich in wilder Erregung im Takt der Trommel hin und her. Dann ruft er den Frauen mit lauter Stimme zu, sie möchten Sago-kuchen und Stengel vom Piper methysticum austeilen. Ein furchtbares

Gedränge entsteht. Mädchen und Frauen schleppen Bananentrauben und Taroknollen her und stappeln ganze Berge davon auf. Diese Mengen sind für die aktiven Festteilnehmer bestimmt. Kleine Kinder werden vom Kopf bis zu den Füßen rot bemalt, mit glänzenden Muschelschalen behängt und auf die Bananenhäufen gesetzt. Hierauf werden ihnen die Ohrläppchen durchstochen. Mädchen und Jünglinge werden in höhere Altersklassen befördert, was gleichfalls mit gewissen Zeremonien geschehen muss. Die Beförderten werden von allen Angehörigen bewundert und mit Früchten beschenkt.

Von der Männerhütte aber hängen an einem bunt bemalten, mit Crotonblättern und Federn gezierten Gabelast, die von Oel und Farbe glänzenden Kopffjagdtrophäen. Neben der Beute sitzen in Reihen die aktiv beteiligten Kopffjäger, denen nun besondere Ehre zu Teil wird. Die Namen der erbeuteten Köpfe werden ihren Kindern beigelegt. Sind mehr Köpfe als Kinder vorhanden, so erhält ein Kind auch mehrere Namen; im umgekehrten Falle erhalten einige Kinder die gleiche Benennung. Nach der Namenbenennung werden die Köpfe endgültig im Männerhaus verwahrt. Hier sind sie bald von Russ und Rauch vollständig geschwärzt, so dass die Haarverlängerungen und die Haut bald abfallen und anscheinend keine Bedeutung mehr haben. Doch beim Tode des Namenspartners werden sie noch einmal heruntergeholt, um bei der Totenfeier der Majo-Anhänger ihre letzte Rolle zu spielen. Dann erscheinen wieder die Dema-Figuranten, der Riesenstorch und der Hund, die bei der Menschwerdung zugegen waren, als wollten sie dem aus dem Leben Geschiedenen das letzte Geleite geben. Desgleichen erscheint auch der „Gari“, um den Toten nochmals an die Majo-Zeremonien zu erinnern. Mit dem Schädel aber erscheint der Kormoran, der mythologisch mit den Kopffjagden verknüpft zu sein scheint. Dann entweicht mit der Seele des Verstorbenen auch die Kraft aus der Kopffjagdtrophäe; sie hat endgültig ausgedient.

Das sind die Hauptarbeiten der Völker auf Holländisch Süd-Neu-Guinea: *Nahrungsmittelbeschaffung, Kopffjägerei und Feiern der Feste.*

